

Welt? Sie ist altmodisch und wirkt banal und war doch stark genug, mein Leben für immer zu zertrümmern. Vergangenheit, Verlust, \*Tod und Erinnerung werden so leicht sentimental — und es gibt Nächte . . .“

Antonio Bece unterbrach sich einen Augenblick und nahm hastig einen Schluck aus dem Glas, das ihm der Hausherr gefüllt hatte. Dann begann er wieder: „Es war in Gardone, nachts, auf der Seepromenade. Ich war aus Trento gekommen, um für ein paar Stunden die süße Luft des südlichen Frühlings zu kosten. Der letzte schmerzliche Walzer der Kapelle war verklungen und die Sterne standen groß und viel am Himmel, wie ich es noch nie gesehen hatte.

Da setzte sich eine junge Dame zu mir auf die Bank. Das Licht einer Laterne färbte ihr Gesicht fast geisterhaft. Nur die Augen glänzten in dunklem Feuer. Es war ganz still um uns, nur ab und zu glucksten ein paar verblassende Wellen an die Mauer, der Duft vieler Blumen berauschte wie schwerer Wein.

Als die Fremde ein leichtes Tuch um ihre Schultern schlang, verlor sie ihr weißes Filzhütchen vom Schoß. Ich hob es auf und berührte dabei ihre Hand. Sie war kalt und heiß zugleich. Ihr Mund lächelte ein wenig. Wir saßen lange und sprachen kein Wort. Endlich beugte ich mich zu ihr — da legte sie ihren Kopf zurück und gab mir ihren Mund. Dabei schluchzte sie plötzlich bitterlich auf, daß ich mit ihren Küssen auch die Tränen trank. Und mir war, als flössen diese Tränen in mein Blut . . .

Es war eine seltsame Nacht. Zwei Menschen, die sich noch nie gesehen hatten, die nichts von sich wußten,

saßen am Ufer des Gardasees und versanken in ein unersättliches Meer von Liebe und Zärtlichkeit.

Sie hieß — nun, nennen wir sie: Gabriele! Und sie war sehr krank. Um zu sterben war sie nach Gardone gekommen, als junges blühendes Geschöpf fuhr sie nach Wochen mit mir zurück. Die Liebe wirkt oft Wunder. Und wir liebten uns sehr. Es begann eine selige Zeit, ein Überschwang des Glücks. Ausgehungert, verdurstend sank sie mir immer entgegen, fast ehe ich noch die Arme geöffnet hatte. Vielleicht ahnte sie schon damals, daß es galt, keine Zeit zu verlieren, daß ihre Tage der Liebe und des Lebens gezählt waren.

Ja — und eines Tages lernte ich Diana kennen. Diana Colombani, die Tochter meines Chefs im Ministerium. Sie war eine große, strahlende Frau, neben der alles andere verkümmerte. Erst hatte ich Mitleid mit Gabriele, dann aber faßte ich doch den Entschluß, mit ihr zu brechen. Will man Karriere machen, darf man nicht allein das Herz sprechen lassen! Das glaubte ich damals. Damals . . .

Nach vielen unschlüssigen Stunden und Zweifeln faßte ich also den Vorsatz, ein Ende zu machen. Feige wie ich war, schrieb ich ihr einen Brief. Worte, nichts als Worte. Mühsam abgequält. Ich schrieb ihr, daß wir uns trennen müßten. Für immer.

Nach zwei Tagen erhielt ich ihre Antwort. Sie war einverstanden. Nur eine Bitte hatte sie noch: sie wollte mich noch einmal besuchen! Das allerletzte Mal!

Ich wohnte damals in Mailand und es war ein bitterkalter Wintertag, an dem sie in der ersten Dämmerung zu mir kam. Ich stand am Fenster und sah ihr entgegen. Sie trug das weiße